

## Der Ein-Mil-Schein. Erzählung

Als er in das Licht der Welt erblickte, machte er einen schwungvollen Hopsen und war geradezu platt über das, was mit ihm geschehen war. In Neu York wars, in der 32. Avenue, Wolkenkratzer Nr. 503, (mit halb so viel Metern) in der Bank Note Company; Ein liebliches Surren und Schnurren unzähliger Rotationsmaschinen lag in dem großen Saale. Dort kam er auf die Welt. Er dampfte noch und hatte das Gefühl, wier es Adam gehabt, als ihn der liebe Gott aus Lehm geknetet.

So lag er nun da, der brasilianische Einmilschein mit der Nummer 123 456 789. Er versuchte das, was jedes Geschöpf versucht, wenn es auf unserm Globus ins Leben kommt, er reckte und streckte sich und schrie auch aber die Nummer 123 456 790 preßte sich hart auf seinen Mund und die Nummer mit der 88 hinten quetschte ihn ganz gehörig von der andern Seite, sodaß ihm gleich alle Zahlen fürchterlich weh taten. Kein Wunder, er fiel gleich wieder in Ohnmacht und nahm es garnicht wahr, wie flinke Hände ihn samt noch 999 andern Milreisgeschwistern in ein festes Stück Papier wickelten, verschnürten und – hopla – hoch im Bogen in eine Kiste fallen ließen, auf der dick und fett stand: Rio de Janeiro, Banco do Brasil!

Gerade als die Schiffsmaschinen zu arbeiten begannen, erwachte der arme Milreisschein wieder. Gehen konnte er natürlich nichts, aber er hatte nun Zeit, sich über sich selber zu wundern. Und da war es zunächst die Tatsache, die ihn so selbstbewußt machte, daß er eigentlich ein echter Yankee sei. Schade, ewig schade, wie gerne hätte er bei diesem Gedanken ein Stück Kaugummi gehabt, aber die Nummer 90 und 88 hinten und vorne, - es war eben nichts zu wollen, er mußte fort in die Fremde, weit fort bis in seine – Heimat. Als die Sirenen mit Juchzen und Brummen ganz fürchterlich zu heulen begannen, es war bei der Ankunft in Rio, da hätte er am liebsten mit eingestimmt. Von dem, was nun mit ihm geschah, hatte er ja keine Ahnung. Soldaten kamen an Bord, Soldaten schleppten die Kisten fort – fort in große Autos und flitzefflink sausten diese davon, schnurstracks in das große Gebäude des Banco do Brasil, wo mit Beilen und Zangen dutzende Männer bereit standen, die Kisten zu öffnen und wo hunderte Federhalter eingetaucht waren, um auf die armen Milreisscheine einen mächtigen Schnörkel zu malen, der fast wie ein Name aussah.

Die Zehncontosscheine wurden auf den „Diplomaten“ des Ministers der Finanzen gepackt; die Scheine zwischen 2 Mil bis 1 Conto auf die langen Schreibpulte der Sekretäre, aber die Einmilscheine kamen auf die stelzigen Arbeitstische der Lehrlinge. Und nun gings los.

Was haste – was kannste flogen die Federn über die schönen bunten Geldscheine. Was auf die Zehncontosnoten gemalt wurde, war geradezu ideal in Form und Dicke, es war immer ein langer dicker werdender Strich mit hinten daran etwas Gezittertem, das wie ein Seismogramm von der Erdbebenwarte ausah. Die Malarei der Sekretäre war lange nicht so schön, die schrieben erst vorwärts und machten dann einen fetten Strich nach hinten, wobei die Feder immer über ein nordamerikanisches Papierfäserchen stolperte und dabei Niesen mußte, sodaß große und kleine Spritzer in Menge über die schönen Gesichter der jungen Banknoten gesprengt wurden. Dagegen taten die Lehrlinge gewissenhaft ihre Pflicht. Sie tauchten ein, sie schrieben und es konnte jeder lesen was da stand: Pedro Carvalho oder Augusto Müller oder Giuseppe Trentini oder ja – usw. Ausgerechnet der Augusto Müller bekam das Paket mit der 6000, wobei auch der sonderbare Zahlenleiter-Milschein war mit der 123 456 789. Als der kleine, viereckige Kerl vor ihm lag, wölbte sich wahrhaftig das Scheinchen im Wohlgefühl des Befreitseins und seine leuchtend-roten Zahlen strahlten in die erstaunten Augen des angehenden Finanzgenies. 123 456 789!

Na, so etwas hatte der August Müller wahrhaftig noch nicht gesehen; es war ihm so komisch zumut, als er den perlneuen Milreisschein mit dieser Zahlenreihe betrachtete. Vielleicht fiel ihm ein, daß diese Reihenfolge sein erstes sprachliches finanzielles Betätigen gewesen war, als er noch auf allen Vieren die Treppen steigen mußte. Dann tauchte er lächelnd ein, strich dem kleinen Burschen liebkosend übers Gesicht, daß der vergnüglich knisterte und schrieb so blitzsauber wie bei keinem andern seinen Augusto Müller darauf. Obwohl der Milschein gewiß nichts von einer Taufe wußte, aber es war ihm doch, als ob er feierlich einen Namen erhalten hätte. –

Es war lange her, daß diese Taufe gewesen und der Milschein hatte sich mit seinen Geschwistern damals, als sie ganz lose beieinander lagen, leise unterhalten: „Was möchtest du eigentlich jetzt anfangen?“ frug Nr. 90.

„Ich?“ sprach unsre 89, „ich möchte blos [sic], daß ich immer so schön und sauber bleiben möchte, wie ich jetzt bin.“ – „Ich auch.“ – „Ich auch.“ Sprachen 88 und 90, und auch 87 und 91 nickten wunschvoll das gleiche. Dann waren sie schnell zusammengegrabscht worden. In schweren, eisernen Schränken hatten sie dann gelegen; kein Licht, kein Laut war zu ihnen gedrungen, bis eines Tages die ganzen Milreisscheine baß zusammenschracken, als nämlich die Stimme des Ministers während des Schranköffnens laut und scharf sagte: „Einhundert Contos in Einmilscheinen sofort nach Rio Grande do Sul!“ –

Das dauerte keine Woche, so war mit andern auch das Paket mit der 6000 wohlverschnürt in Porto Alegre auf der Kollektorie des Bundes und es dauerte blos wieder 14 Tage, da war dasselbe Paket weit oben auf der Serra bei einem kleinen Kollektorchen, der wickelte es aus und ließ die Scheine einen nach dem andern an seinen tintenbeklehten [sic] Fingern vorübersausen und an jedem der tausend Papierchen blieb ein ganz klein wenig Tintenblau von dem breitem Daumen des Zahlgewaltigen hängen. Sehen konnte das kleiner, aber es war da, das spürte jedenfalls der kleine Milschein mit der Zahlenleiter.

Und nun wars überhaupt mit der Ruhe aus. Das klimperte und raschelte fortdauernd in der Kasette, worin der brave Beamte die neue Sendung gepackt hatte; es wanderte ab und zu. Große und kleine Scheine, Nickel und Bronzemils kamen und gingen und die neuen Milscheine lagen da und waren aufgeregt wie noch nie.

Da griff plötzlich die Hand des Mannes in das Bündel, es rutschte ihm aber eine Anzahl der glatten Dinger wieder aus den Fingern und so kam unser 123 456 789 oben hin zu liegen und – schwupp – lag der kleine Mil neben verschiedenen anderen Scheinen auf der Zahlplatte des Schalters und guckte genau so verdutzt wie der Schulmeister, der da stand und seine halbjährliche Schulunterstützung holte. Der Schulmeister griff zuerst nach dem neuen kleinen Mil und dann erst packte er die Zwanziger, Zehner und Fünfer. Zuhause angekommen betrachtete der alte Lehrer aufmerksam den jungen Schein, so wie er wohl einen frischgebackenen Abschützen ansehen würde, als ob er versuchte, schon genau alle Möglichkeiten seiner Entwicklung vorauszuerkennen.

Ganz still lag der Mil und staunte nur über die große Nase des Lehrers, die dicht über ihm hing; da wurden plötzlich die Nasenlöcher noch etwas größer und ein langgedehntes „Oh“ ließ sich vernehmen.

„Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht und neun!! Schockschwerenot, sowas ist ja überhaupt noch nicht dagewesen. Das ist ja –“ und – bums – klatschte die Hand auf den kleinen Kerl vor ihm, daß alles nur so rasselte. Und gleich hing die Nase noch etwas näher über dem Scheinchen; dann nahm es der alte Mann und steckte es sorgfältig glatt und schön in sein Notizbuch. Dort wars nun nicht eben lieblich, denn gleich über dem Kleinen lag ein blauer Zwanzigmilschein, der pappte ordentlich und

wie sich unser Knirps auch wehrte, an einer Stelle, ganz nahe am Rande, klebte er mit dem Großen zusammen.

„Laß das, du Schmierfink!“ rief der Kleine wütend.

„Oha“, meinte der Zwanziger geradeso als ob er soeben aus einem langen Schlafe erwacht sei, „was willst du Grünschnabel?“, – du sollst mich nicht schmutzig machen! Das will ich, du!“ Da grinste der andere über sein ganzes faltiges Gesicht.

„Oh, du armes Kücken; na, du wirst dich noch wundern mit deiner Angst vor dem Schmutzigwerden. Glaubst du denn, ich wäre so dreckig und speckig aus der 32. Avenue gekommen? Das sag ich dir, wenn wir uns in einem Jahre mal wiedersehen sollten, dann kannst du sicher sein, daß ich vor dir Angst haben müßte, weil du dann noch viel, viel schmuddeliger sein wirst wie ich heute!“

Der Kleine hatte ganz geduldig zugehört, nun aber sagte er von oben herab:

„Jawohl, so siehst du aus!“ und selbstgefällig empfand er seine jugendliche Spannkraft von einer Ecke zur andern, von einer Kante zur andern – und nur um so widerlicher deuchte ihm die Schlappig- und Klebrigkeit seines Gegenübers.

Nicht lange währte diese für unsern kleinen „Augusto Müller“ unangenehme Nachbarschaft, denn schon andern Tags wurde der Zwanziger hervorgeholt und der Milreis sah mit seinen Jungensaugen in dem Moment als das Notizbuch aufgeklappt war, daß der Schulmeister in einer Venda war und vor ihm eine feste, derbe Hose lag.

„Für solche Brimbux muß ich so'n Gör ein halbes Jahr unterrichten –“ sagte halblaut der Alte und faßte in die neuen steifen Taschen, ob sie auch tief genug wären, ein großes Stück Fumo hineinstecken zu können.

Es mochte wohl 3 Wochen her sein, daß der kleine Mil in dem Notizbuch neben den andern Scheinen, den Zweiern, Fünfern und Zehnern wohnte, als der letzte Zweier hervorgeholt wurde und der Kleinste allein übrig blieb, einsam und verlassen. Und doch nicht gar so verlassen; denn dem Schulmeister dünkte das Scheinchen wie etwas Besonderes, manchmal dachte er daran als an einen Glücksbringer, als den Grundstein zu den vielen, vielen andern Milreis, die zusammen Kontos ausmachen und dann griff der Alte in die Tasche, holte den neuen Schein hervor, betrachtete ihn mit heißer werdenden Augen, und zwischen ihnen und dem Stückchen Papier kamen langsam sonderliche Gedanken, die gaukelten wohl dem Schulmeister einen Himmel auf Erden vor, sie zeigten ihm die kleinen und die großen erfüllten Wünsche, die sein Herz hatte und die bis heute Wünsche geblieben waren. Und manchesmal bewegten sich die Lippen des alten Mannes und unser Milschein schnappte einige Worte auf, die bebend zu ihm drangen. Worte von Sehnsucht und Heimweh, Schicksal und Sterben, Krankheit und Unglück. Und dann kam ein Morgen, da rief mit schwankender Stimme der Lehrer vom Bette aus seinen Schulkindern durch das offene Fenster zu: „Heh, Kinder, geht und schickt mir den Pfarrer – ich – bin nicht in der Reih heut.“ Da war der kleine vorwitzige Peter ganz leise zu dem Fenster emporgeklettert und lugte noch vorsichtiger mit einem Auge hinein. Aber er kam gleich wieder herunter und sagte mit großen entsetzten Augen, der Herr Lehrer sei so schwer am Luftholen und er sehe schon aus wie ein Toter und er hätte deutlich gesehen, wie der Herr Lehrer mit einem Geldschein immer hin- und hergewinkt hätte. Ja, wahrhaftig, der Herr Lehrer müsse arg krank sein.

Andern Tags wechselte unser kleiner Mil seinen Besitzer. Er hatte Furchtbares erlebt. Zerknittert war er. In der zitternden Hand des Lehrers war er gewesen, als er das Schicksal des alten Mannes sich vollenden sah. Während man den Toten in den einfachen Sarg legte, sah einer der Bauern den Geldschein in der starren Hand. Er nahm ihn und bezahlte damit die Postgebühr für verschiedene Briefe, die der alte Pfarrer schon lange geschrieben haben mochte.

Es begann nun ein flottes Leben für den Kleinen. Er wanderte von einer Geldtasche zur andern, von Männerhand zu Frauenhand, zu Kinderhand; zu weißen, braunen und schwarzen Händen, zu wohlgepflegten und wohlriechenden, aber auch zu schmutzigen und trauerränderigen. Was nur ein Gelschein erleben kann, das erlebte er. Menschenschicksale verwoben sich mit ihm und oft drehte sich ein Streit oder eine Wohltat um ihn selber. Es war ein buntes Leben! Aber wie sah er selber aus?! Wo war all seine Schönheit geblieben? Wo die jugendliche Spannkraft, wo das lachende, lockende Knistern? Vorbei! Und doch war er noch heil. Ihm fehlte nichts. Wie viele seiner Genossen sah er, die verlumpt und zerrissen waren! Nein, er hatte noch alle Ecken und noch konnte jeder, der es wollte (aber es tat keiner) die Zahlenleiter von 1 bis 9 hinaufklettern, es waren noch alle Sprossen vorhanden. Aber wie lange durfte er sich seiner heilen Haut noch erfreuen -.

Er befand sich gerade in der Faust eines starken Menschen; der saß mit noch einigen andern in einer Bodega und spielte. Schnaps- und Weingeruch, Tabakrauch und stickige Luft waren unserm Kleinen nichts Neues, aber hier war noch etwas anderes, es war mehr wie qualmige, stickige Luft. Eine Fieberhitze, eine aufreizende Atmosphäre wars, die ihn umgab, er spürte etwas von der Gewalt des Spielteufels. Das regte ihn auf. Schon hatte sein Herr eine ganze Anzahl Scheine an die andern fortgegeben, Scheine, die er erst heute Abend von seinem Lohnherrn erhalten hatte. Jetzt hielt er noch den kleinen Mil in der Hand.

Sie spielten Vinte e um. „Der letzte Mil!“ schrie er, „der Teufel soll ihn holen, wenn er nicht gewinnt!“

Unserm Kleinen wurde es angst. Sein Herr trank mit einem Zuge sein Glas leer und forderte noch eine Karte. Die ergab 16.

In dem Fragespiel seiner gedunsenen Augen sah der Milschein den Rest von Ueberlegung: Soll ich oder soll ich nicht? Bleib ich bei den sechzehn oder gehe ich weiter? Er griff nach seinem Glase, die andern hattens inzwischen gefüllt und trank.

„Noch eine Karte!“

Hastig warf er einen Blick hinein. Rot war sie: Herz-Zehn! Mit großen wilden Augen sah er sein Gegenüber an. Der schaute verschmitzt lächelnd zurück und wollte nach dem Milschein greifen. Da sprang der andre auf. Ein Ruck und der Tisch samt Flaschen, Gläsern, Karten und Geld fiel krachend um.

„Betrüger!“

Er schwang seinen Stuhl und zertrümmerte mit einem Hieb die Lampe und holte zum furchtbaren Schläge aus, um den Mitspieler zu zerschmettern. – Da blitzen im Dunkel ein, zwei, drei Schüsse -, ein durchdringender Schrei, ein schwerer Fall. –

Der Milschein lag unter dem Erschossenen. Ein kleines Rinnsal Blut rann langsam am zerknitterten Papierrand entlang, unterstrich wie mit dunklem, heißen Rot die merkwürdige Zahlenreihe und sickerte dann durch die Ritzen des Fußbodens.

Als der fluchende Wirt Licht machte, stand der Gewinner des Spiels noch ruhig auf seinem Platz, hatte den blinkenden Revolver in der Hand und noch sein kaltes, verschmitztes Lächeln im Gesicht.

„Er ist tot!“ schrie der Wirt entsetzt. „Notwehr!“ sagte der andere finster, steckte die Waffe ein und ging, um es selber der Polizei zu melden. Unser Mil wurde von dem Kind des Wirtes gefunden, das kaufte sich dafür ein schönes grün und rotes Zopfband.

Ein Jahr mochte seitdem verflossen sein und des Lebens auf- und abströmende Wellen waren auch über das viereckige Stückchen Papier dahingeflutet. An unzähligen Stellen war es zerschliffen, zerrupft, zerfetzt und noch immer wanderte der Mil durch fett- oder schwielengepolsterte Hände, sah dort Gold- und hier Messingringe, erweiterte in Kinderaugen schöne Bilder der Zukunft und begrenzte in den sorgenden Gedanken

manch einer armen Hausfrau Wünsche für Nahrung und Freude. Nun wars auch so weit, daß die Zahlenreihe nicht mehr zu lesen war, die Farben nicht mehr unterschieden werden konnten. Und so mußte sich das Schicksal des Milreisscheines erfüllen.

Bei dem eiligen Wechselgeschäft auf einer Kirmeß wurde er in zwei Teile zerrissen und der kleinere Teil wurde in den Staub getreten, während der grössere noch hin und wieder einmal in Zahlung genommen wurde, aber es war immer mit einem Feilschen und Widerstreben verbunden, worüber sich der zum Krüppel gewordene arme Schein schwer ärgerte. Zuallerletzt aber landete er wieder in einer Kollektorie, die ihn mit vielen andern Leidensgefährten zusammenpackte und schleunigst nach Rio de Janeiro in den nämlichen Banco do Brasil schickte, wo er hergekommen war.

Es traf sich, daß die zerlumpten Scheine neben noch unberührte, nagelneue gestapelt wurden, Scheine von der gleichen Serie. Diese ärgerten sich über die schmierigen, zerrissenen Banknoten, machten ihre hochmütigen Bemerkungen und manchmal flog auch ein Schimpfwort zu den ausgedienten Papierstückchen hinüber: Ekelhaft, mit diesen Landstreichern hier zusammen liegen zu müssen! Was will diese miserable Bagage noch hier? Man sollte sie vernichten!

Da schämten sich viele der armseligen Milreisscheine. Aber unser Kleiner mit der merkwürdigen Zahlenleiter schämte sich nicht, er lugte mit seiner gerupften Kante hinüber zu den haarscharf geschnittenen ungebrauchten Papierstapeln und rief:

„Wir brauchen uns nicht zu schämen. Im Gegenteil; wir haben etwas von der Welt kennengelernt, Gutes und Böses. Ich bedauere es nicht, daß ich durch tausende Menschenhände gewandert bin, daß ich tagtäglich ein neues Erleben hatte, oft heiter, oft ernst, oft todernst. Um den Preis, hier in dieser Einsamkeit wohlverwahrt zu werden und blitzneu zu bleiben, möchte ich nicht auf das große Erleben, auf das Schöne und Schwere verzichten, denn die Welt ist gefüllt mit Rätseln und wenn man Sie auch nicht lösen kann, so ist es doch ein Leben wert, sich mit ihnen zu beschäftigen!“

„Er hat recht!“ sagten die, die mit ihm verbunden waren. „Bagage, schmierige!“ schimpfte es aus dem Stapel der Blitzblanken.

In der Frühe des andern Tages wurden die zerfetzten, wertlosen Papierstücke eingäschert.

Fonte: *Kalender der Serra-Post*. Ijuí, Ulrich Löw, 1928, p. 72-78.

Transcrição do original, em escrita gótica.

Transcrição revista por Rainer Domschke.